

Über den Autor:

Heinrich Steinfest wurde 1961 geboren. Albury, Wien, Stuttgart – das sind die Lebensstationen des erklärten Nesthockers und preisgekrönten Kriminalautors Heinrich Steinfest, welcher den einarmigen Detektiv Cheng erfand. Er wurde mehrfach mit dem Deutschen Krimi Preis ausgezeichnet, erhielt den Stuttgarter Krimipreis 2009 und den Heimito-von-Doderer-Preis. *Ein dickes Fell* wurde für den Deutschen Buchpreis 2006 nominiert.

**HEINRICH
STEINFEST**

**Das
himmlische
Kind**

Roman



DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2014
Droemer Taschenbuch
© 2012 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: NETWORK1 Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Vanesa Munoz / Trevillion Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30420-4

2 4 5 3 1

Der Tod eines heißgeliebten Menschen ist die
eigentliche Weihe für eine höhere Welt.
Man muß auf Erden etwas verlieren, damit man in
jenen Sphären etwas zu suchen habe.

Friedrich Hebbel an Charlotte Rousseau in Ansbach



Mama, was bedeutet *Aquapel?*«
Die Frage blieb ohne Antwort. Nicht ein Ton. Miriam sah hinüber zu ihrer Mutter, deren Gestalt im schräg ins Zimmer fallenden Sonnenlicht kaum auszumachen war. Wodurch ein Eindruck entstand, als löse sich der Körper in viele längliche Streifen auf, die ihrerseits zu kleinen Punkten zerfielen. Miriam mußte an den Beamstrahl denken, der die Leute auf dem Raumschiff *Enterprise* atomisierte, um sie an entfernte Orte zu transportieren. Als ihr Vater noch in diesem Haus gewohnt hatte, hatte sie mehrere Folgen der alten TV-Serie sehen dürfen. Scheinbar allein aus dem Grund, weil ihr Vater, als er selbst ein Kind gewesen war, ein großer Fan dieser Weltraumabenteuer gewesen war.

Miriam hingegen, die bereits im neuen, sogenannten 21. Jahrhundert auf die Welt gekommen und gerade zwölf geworden war, hatte lachen müssen über die komischen Menschen auf diesem Schiff, welche auffällig

viel und lange miteinander diskutierten, ja sich stritten, aber offensichtlich, weil sie daran Gefallen fanden. Weil es ihnen Freude bereitete, im Vorfeld eines Unternehmens sich besserwisserisch zu geben und die Dinge zu debattieren. Da waren ein Kapitän, ein Arzt und ein Mann mit spitzen Ohren. Die drei verkörperten die Grundzustände menschlichen Daseins, auch wenn der mit den Ohren nur zur Hälfte Mensch war, was aber ebenfalls einem menschlichen Grundzustand entsprach, vielleicht sogar seinen ausgeprägtesten darstellte. Dieser Mr. Spock hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem Vater, nicht der Ohren wegen, sondern weil er so gebildet redete und seiner Umwelt mit einer freundlichen Verachtung begegnete. – Stimmt, »freundlich« und »Verachtung« stellten einen Gegensatz dar. Aber war ihr Vater nicht genau das: ein lebender Gegensatz?

Die Streitigkeiten zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater hatten nie jene glückliche Wendung wie auf diesem Raumschiff genommen, sondern waren stets ohne Einsicht und Erbarmen gewesen. Dabei hatten ihre Eltern sich selten angeschrien, eher war es ein Flüstern gewesen, ein zusammengequetschtes, gepreßtes Fauchen. Vielleicht um sie, Miriam, und ihren kleinen Bruder zu schonen, vielleicht auch wegen der Nachbarn. Nicht, daß Miriam sich schreiende Eltern gewünscht hätte, aber deren Flüsterei hatte sich als giftig erwiesen. Da hatten die beiden noch so sehr die Hände vor die Lippen halten können. Das Gift hatte sich ausgebreitet, hatte gleich schwebenden Tropfen in der Luft gestanden, und selbst für einen Menschen von Miriams Größe

war es anstrengend gewesen, um diese Tropfen einen Bogen zu machen.

Vor einem halben Jahr war dann ihr Vater ausgezogen. Er hatte sich die Zeit genommen, mit Miriam, jetzt, wo sie quasi »ein großes Mädchen« war, lange und ausführlich über seine Gründe zu sprechen und wie sehr dies insgesamt das Beste für die ganze Familie sei. Weil dann eben Frieden einkehren würde.

Der Frieden, der dann aber einkehrte, verstärkte nur die Giftigkeit. Die Tropfen, in denen sich die ganze Wohnung auf eine unheimliche, stark verzerrte Weise spiegelte, standen fortan noch enger als zuvor. Es war eine tiefe Traurigkeit, die ihre Mutter umfängen hielt. Ja, ein Teil der giftigen Tropfen waren wohl Tränen. Statt diese Tränen zu weinen, hatte ihre Mutter selbige in den Raum gestellt, in der Luft abgelegt, dort, wo sie aber niemals trockneten.

Es war in diesen Monaten sehr schwer geworden, die Mutter etwas zu fragen. Sie war abwesend und in der Folge auch abweisend. Allerdings nicht in einem genervten Sinn. Sie sagte also weder »Laß mich in Frieden, Miriam!« noch »Ich habe jetzt wirklich keine Zeit für diesen Unfug«. Nein, sie blieb auf eine Frage hin einfach die Antwort schuldig, schaute an Miriam vorbei oder durch sie hindurch. Manchmal war sie zärtlich wie früher, nahm Miriam in den Arm, berührte sie an der Wange oder gab ihr einen Kuß. Aber man kann sagen: Ein solcher Kuß, eine solche Berührung hafteten nicht. Sie fielen augenblicklich von Miriam herunter wie alte Aufkleber, die man nirgends mehr anbringen konnte,

weil sich auf der Klebefläche zu viel Staub gesammelt hatte. An Miriam selbst konnte es nicht liegen, ihre Haut war glatt und trocken, und sie war willig, einen solchen Kuß bei sich zu lassen. Doch die Küsse hielten nicht. Als sei ihre Mutter kein echter Mensch, sondern ein Gespenst. Kein böser Geist, das nicht, aber eben bloß eine Andeutung von etwas Gewesenem, blaß und skizzenhaft, gleich einem Pastell, aus dem die meiste Farbe verschwunden und nur noch ein vager Umriß geblieben war.

»Mama, *Aquapet*, was heißt das? – *Aqua* ist Wasser, das weiß ich, aber *Pet*, ich weiß nicht, was *Pet* bedeutet.«

In einer ihrer alten Spielzeugschachteln hatte Miriam ein vielleicht zehn Zentimeter hohes Objekt entdeckt, eine durchsichtige, mit abgestandenem, gelblichem Wasser gefüllte Säule, die auf einem blauen Plastiksockel thronte. Der Sockel verfügte rechts und links über zwei kleine gelbe Knöpfe, der eine mit einem fünfzackigen Stern, der andere mit einem Herz. In der Mitte war ein abstraktes Symbol angebracht, darunter ein kleines Loch, welches wohl als Mikrofon diente. In der gefluteten Säule schwebte, vom Boden her an zwei kaum sichtbare Fäden gebunden, eine kleine, geschlechtslose, ballonförmige Figur in Rosa. Sie verfügte über aufgemalte Augen und einen aufgemalten Mund, blaue, dreizackige Ohrchen, über eine Spirale von der Art eine Sahnehäubchens auf der Stirn sowie über schlaff herunterhängende Arme und Beine. Auf der Unterseite des Sockels befand sich eine kreisförmige

ge Anordnung von sechs Löchern, die als Lautsprecher-
ausgang dienten, zudem ein verschraubtes Batteriefach,
darauf eine Aufschrift: Segatoys 2003, Made in China.

2003 also. Sie selbst war 2000 auf die Welt gekom-
men. Als man ihr dieses Spielzeug geschenkt hatte, da
war sie etwa fünf gewesen. Vieles aus dieser Zeit war ihr
wieder entfallen. Es wunderte sie, wenn man ihr mitun-
ter ein anderes Kind vorstellte und behauptete, mit ihm
wäre Miriam damals so gerne zusammengewesen. Die
Gesichter waren ihr so fremd wie die Geschichten, die
man zu diesen Gesichtern erzählte. Woran sie sich aller-
dings erinnern konnte, war der Tag, an dem sie mit ihrem
Vater auf dem großen Stadtfest gewesen war. Sie meinte
jetzt noch den gleichermaßen bestimmten und sicheren
wie sanften Druck seiner Hand zu spüren. Eine Hand,
die damals anders gewesen war, nicht bloß größer, weil
ja die ihre kleiner gewesen war, sondern auch fester. Gut,
ihre eigene Hand war in den vergangenen Jahren erstens
gewachsen und zweitens kräftiger geworden, sodaß es
sie nicht zu verwundern brauchte, wenn sich die Din-
ge, eben nicht zuletzt die Körperteile der Eltern, schwä-
cher anfühlten. Aber ihr kam vor, als hätte der Griff ihres
Vaters seither noch etwas anderes eingeübt als bloße
Muskelkraft, etwas, das man vielleicht die Seele einer
Hand nennen konnte. Miriam stellte sich vor, jeder Kör-
perteil besitze seine eigene Seele und daß die Seele in ih-
res Vaters Händen eben verschwunden war. Rechts wie
links. Wohin auch immer.

Jedenfalls war es an diesem Tag geschehen, daß
Miriam bei einer Tombola das Aquapet gewonnen

hatte. Drückte man auf einen der Knöpfe, begann die schwimmende Figur hin und her zu wackeln und diverse Geräusche von sich zu geben. Es entließ ein Piepsen und Fiepen und Pfeifen. Auch war dieses elektronische Vögelchen in der Lage, den Donauwalzer zu zwitschern. Ausschalten konnte man es nicht, weshalb es vorkam, daß es selbst dann noch etwas zum besten gab, wenn man sich bereits von ihm abgewandt hatte. Als rufe es einem hinterher oder führe Selbstgespräche. Dies aber nur kurz. So sehr es nach Aufmerksamkeit und Fütterung verlangte, war es dennoch weniger lästig als konventionelle Haustiere oder familiäre Gefährten.

Damals, als alles an diesem Ding noch rein und hell gewesen war, hatte Miriam es für passend gefunden, es im Badezimmer unterzubringen. Immerhin handelte es sich um ein »Wassertier«. Während des Zähneputzens hatte Miriam es sich dann zur Angewohnheit gemacht, an den Knöpfen herumzudrücken und den vergnügten, aber doch recht eintönigen Bewegungen und Äußerungen des Geschöpfs zu folgen. Ein Geschöpf, das aber nie einen Namen erhalten hatte. Ein Umstand, der Miriam im nachhinein wunderte. Jedes ihrer Stofftiere hatte einen erhalten, sogar die Pflanzen ihrer Mutter. Warum dieses kleine Wasserwesen nicht? Oder hatte sie den Namen nur vergessen, wie den der Kinder, denen sie zu dieser Zeit auf Spielplätzen und Geburtstagsfesten begegnet war?

Miriam hielt das Objekt in die Höhe und gegen das Licht und betrachtete es von allen Seiten. Das einst so klare Wasser, das im Zuge innerer Verdunstung auf

Scheitelhöhe des Aquapets herabgesunken war, besaß nun den Farbton von Urin. (Allerdings würde Miriam bald feststellen, daß gar nicht die Flüssigkeit diesen Eindruck verschuldete, sondern der gelbgraue Film, der sich an der Innenwand gebildet hatte.)

Auf den Begriff des Aquapets war sie im Internet gestoßen. Miriam hatte vor einiger Zeit einen Internethinweis gemacht und durfte sich in der Bücherei als auch zu Hause in die ozeanischen Gefilde des Weltwissens begeben. Unter strengen Auflagen, versteht sich, obgleich ihre Mutter längst nicht mehr über die Konzentration verfügte, Auflagen zu überwachen. Aber Miriam gehörte ohnehin zu den Kindern, die sich selbst kontrollierten, die wußten oder ahnten, was für sie gut war und was nicht und die mit geradezu zensorischem Eifer sich Dingen verweigerten, die ihrem Alter oder ihrem Temperament nicht entsprachen. Und genau das war ja der Grund, daß Miriam diversen Hinweisen, es handle sich bei Aquapets um phallische Symbole, ebenso wenig nachging wie den geschmacklosen Kommentaren bezüglich der Möglichkeit, mit solchen Objekten frühzeitig eine Masturbation vorzunehmen. – Sie stoppte, sie kehrte um, sobald sie eine Gefahr witterte. Denn Miriam hatte begriffen, wie sehr menschliches Glück nicht nur darin bestand, etwas zu erfahren, sondern auch darin, etwas *nicht* zu erfahren. Zumindest nicht sofort.

Mit derlei selektivem Gespür hatte sie also herausgefunden, daß es sich bei dem Gegenstand, welcher da einige Monate lang zwischen ihren Zahnputzsachen

gestanden hatte und dann im Zuge diverser häuslicher Umschichtungen in einen Karton und mit diesem in immer tiefere und dunklere Regionen des Kinderzimmers geraten war (in ferner Zeit werden Außerirdische diese Kinderzimmer freilegen und für reichbestückte Grabkammern halten), um eine Spezies namens »Aquapet« handelte. Und darum wollte sie nun wissen, wie *Pet* zu übersetzen sei.

Den Begriff in die Suchmaschine fügend, war sie als erstes auf die *Pet Shop Boys* gestoßen und postwendend auf die deutsche Übersetzung: *Jungs aus der Zoohandlung*. *Pet Shop* konnte somit nur Tierladen heißen. Und gleich darauf fand Miriam in Zusammenhang mit der Bezeichnung »Aquapets« die Formulierung »virtuelle Haustiere«. Nun, sie wußte, was virtuell bedeutete. Eine virtuelle Welt war schließlich genau die, in die sie dank des Computers ihrer Mutter eintreten konnte. Und wieder austreten.

Aber diese Figur hier, die da auf ihrem Tisch stand und in einer acht Jahre alten Lauge wie tot schwamm (denn noch hatte Miriam keinen der Knöpfe gedrückt), war doch eine gänzlich leibhaftige. Die äußere Hülle berührbar, warm vom Sonnenlicht, das darauf fiel, ohne aber eine optische Auflösung wie bei der Mutter zu bewirken. Ja, auf eine gewisse Weise mutete dieses Spielzeug realer und stofflicher an als der verlorene, nicht in Wasser, sondern in seine Traurigkeit eingeschlossene Mensch, der ihre Mutter war. Und würde wohl auch sehr viel kommunikativer sein, das Ding, wenn es einmal zu reden anfing.

Stimmt, das Aquapet war künstlich, ein Produkt. Aber war denn nicht alles ein Produkt? Und die Frage nur, ob es sich um ein beseeltes oder seelenloses handelte. Oder einst gehandelt hatte, wie etwa die Hände ihres Vaters.

Miriam dachte nach. Wahrscheinlich war im vorliegenden Fall mit »virtuell« gemeint, daß es sich hierbei nicht um ein *richtiges* Haustier handelte. Richtig im Sinne von fleischlich. Von gewachsen. Aus der Natur gewachsen oder von Gott erschaffen. Während ja das Gebilde in ihrer Hand von einer japanischen Firma entwickelt, von einer chinesischen produziert und von einer amerikanischen vertrieben worden war. Damit war freilich nicht geklärt, ob es eine Seele besaß oder nicht. Das war übrigens auch bei einem Käfer oder einer Spinne nicht eindeutig, obwohl diese keineswegs als virtuell galten, von Pflanzen ganz zu schweigen. Im Falle von Miriams Hund, der vor zwei Jahren gestorben war, ein Collie, der nie völlig gesund gewesen war, hatten ihre Eltern mehrfach betont, seine Seele sei in den Himmel gekommen. Sie, Miriam, hatte das gerne geglaubt, doch auf die Frage, ob dies ebenso für eine von ihr zertretene Fliege gelte, keine befriedigende Antwort erhalten. Das war möglicherweise überhaupt der Grund für die Entstehung des Internets. Es gab viel zu viele Fragen, als daß ein Erwachsener allein sämtliche Antworten hätte geben können. Über die Existenz von Seelen bei Insekten stand nun zwar auch im Netz nicht viel Befriedigendes, aber doch einiges, was die elterlichen Ausweichmanöver an Amüsement bei weitem überwog

(»Ich denke, die Sache mit der Seele kann man nicht rausfinden, wenn man nicht zuerst mit einem Insekt geredet hat«).

Bevor nun Miriam daranging, das Aquapet durch ein Berühren der beiden Knöpfe dazu zu bringen, sich zu bewegen und Laute von sich zu geben, wollte sie es mit einem eigenen Namen ausstatten. Denn erst der Name verlieh den Dingen ein Leben. Das galt ja auch für sie selbst. Hätte sie nicht Miriam geheißen, wie hätte sie überhaupt wissen können, auf der Welt zu sein?

Der offizielle Kosenamen ihres Aquapets lautete Kiko. Wobei Miriam aus dem Netz erfuhr, daß die blaue Kiko-Figur (das Blau bezog sich auf die Farbe des Sockels) zusammen mit einem grünen und rosanen Modell die erste Generation dieser »interaktiven Wassertierchen« bildete. Wie so oft schienen die Nachfolgermodelle eher wie eine Karikatur der Urfassung, wirkten übertrieben und grotesk, lustiger als lustig, auch waren größere, recht unförmige Gehäuse entstanden. Die Gehäuse spielten eine wichtige Rolle. Denn im Falle eines Aquapets bildeten das glassturzartige Behältnis sowie der mit Elektronik gefüllte Sockel einen Teil des Ganzen, das zentrale Wesen nährend und schützend. Hier war das Haus untrennbar mit seinem Benutzer verbunden, ähnlich wie bei einer Schnecke.

Kiko also.

Nun, das war japanisch und es war weiblich. Doch Miriam empfand die Figur gar nicht als feminin, trotz der roten Lippen und großen Augen. Im Gegenteil, der spitz zulaufende Scheitel und die flossenartigen Ohren

machten auf sie einen jungenhaften Eindruck: frech und draufgängerisch. – Keine Frage, jeder halbwegs aufgeschlossene Erwachsene hätte ihr nun erwidert, wie sehr auch Mädchen frech sein können, ja, frech sein sollen. Doch sie war da anderer Meinung. Das Frechsein erschien ihr als eine Männersache. Wenn Mädchen frech waren, dann nur, um sich nicht unterkriegen zu lassen. Aber es machte keinen Spaß, sich wie ein Bub aufzuführen. Wieso war sie ein Mädchen geworden, um dann Jungens nachzumachen? *Schatz, zieh mal die schöne neue Hose an!* Aber Hosen waren für sie das letzte. Vollkommen unbequem und praktisch nur, wenn man auf Bäume kletterte. Wohin sie nicht wollte. Bei Bäumen mochte sie die Blätter. Und die Blätter kamen ja von selbst. Dazu braucht man keine Hose anziehen.

Neuerdings mußte sie einen Selbstverteidigungskurs besuchen. Ihr Vater hatte es ihr lang und breit erklärt, wie sehr dies nötig sei und wie sehr ihr das später einmal helfen würde, sich Jungs vom Leib zu halten, wenn sie das wollte. Sie dachte jedoch an die Stricknadeln ihrer Großmutter und daß es damit eigentlich auch ganz gut funktionieren müßte. Ja, Miriam hatte mit dem Stricken angefangen, obgleich ihre Mutter wenig davon hielt. Mit dem Stricken schien es nämlich umgekehrt zu sein. Das war etwas, was Jungs lernen sollten, um sich zu beruhigen.

Wie auch immer, Miriam wollte diesem Wassertierchen einen Jungennamen geben. Ihr kleiner Bruder hieß übrigens Elias. Er war fünf, somit im gleichen Alter wie Miriam damals, als sie das Aquapet bekommen

und im Badezimmer aufgestellt hatte. Wobei es ihr nun einige Gewissensbisse bereitete, das Spielzeug so lange vernachlässigt zu haben. Sie konnte nicht ausschließen, daß das rosane Figürchen bereits gestorben war, auch wenn seine Lebenszeit im Unterschied zu den Tamagotchis der 90er Jahre allein von den beiden Batterien abhing, die da gleich einem übergroßen, zweiteiligen Herzen im Sockel steckten. Doch vielleicht trug dieses Batterienfach längst ein Herz der Finsternis in sich. Vielleicht aber ... Egal, ein Name mußte her.

Miriam sah sich um, als würde selbiger sogleich zwischen ihren Spielsachen hervorwandern, in der Form in die Luft geschriebener leuchtender Buchstaben. Man nannte das wohl Eingebung. Es gab Menschen, von denen behauptet wurde, sie hätten mathematische oder chemische Formeln, die Idee zu Erfindungen und sogar ganze Romane auf diese fremdbestimmte Weise zu Papier gebracht. Stellte sich die Frage, woher diese Eingebungen kamen und von wem. Miriam überlegte, inwieweit es sich dabei um Signale aus dem Jenseits handelte, Versuche der Toten, sich ins Leben der Lebenden zu mischen, Gutes oder Schlechtes zu bewirken, weniger aus einer Laune heraus, eher aus dem Drang, Einfluß auszuüben auf Dinge, auf die Einfluß zu nehmen sie während ihres Erdendaseins verabsäumt hatten.

Genau, Geister holten Versäumtes nach.

Um eine solche *geistvolle* Eingebung zu empfangen, mußte man gewissermaßen eine Türe in seinem Schädelinneren öffnen.

Miriam schloß ihre Augen. Sie sah ihn sofort, den

Namen. Er prangte in dem gleichen, ein wenig fauligen Rosa, das auch die Kunststoffhaut des Aquapets bestimmte, von einem der Buchrücken in der Mitte ihres Kopfes: Dankward.

Dankward? Sollte das wirklich ein Name sein?

Als Miriam später wieder vor ihrem Computer saß und festgestellt hatte, daß es sich bei Dankward tatsächlich um einen alten deutschen, wohl ein wenig überholt zu nennenden Namen handelte, drängte es sie dennoch, eine kleine Korrektur vorzunehmen. Wenn man nämlich »Dankward« etwas rascher und kräftiger aussprach, so ergab sich das Folgende: Tankwart. Was ihr ungleich besser gefiel. Auch wegen der Vorstellung, ein Name bezeichne zugleich den Beruf oder die Eigenart seines Trägers. Ein Müller, der Müller hieß. Ein Ernst, der ernst war. Ein teuflischer Herr Teufel. Eine schöne Bella und so weiter. Ja, die ursprünglich mit einem Mädchennamen versehene kleine Kiko war jetzt ein Junge. Ein Junge, der Tankwart hieß und auch ein Tankwart war. Ein Tankwart der Gedanken und Phantasien. Ein wiedergefundener Freund.

Miriam versuchte nun, diesen Freund zum Leben zu erwecken, indem sie auf den Knopf mit dem Herzchen drückte. Natürlich stand das Herz für Liebe und Zuneigung. Aber nichts geschah. Offensichtlich galt für Tankwart das gleiche, was auch manchmal über Miriam gesagt wurde, nämlich »nicht immer auf Knopfdruck zu reagieren«. Zumindest nicht sofort.

Miriam bewies Geduld. Sie hob das Aquapet hoch und sprach in das kleine Loch am Grunde des Sockels.

Fordernd, aber zärtlich fordernd. Doch noch immer blieb eine Reaktion aus. Gut möglich, daß Tankwart auf eine elektronische Weise beleidigt sein mochte. Oder geschwächt. Geschwächt von all den Jahren, die er im Dunkel einer vernachlässigten Spielzeugschachtel zugebracht hatte, zusammen mit anderen ausrangierten Objekten. Man war hier nicht bei *Toy Story* oder *Pu der Bär*, wo die Spielsachen auch unabhängig von den Menschen zu existieren verstanden. Nein, Tankwart schien beeinträchtigt vom Umstand fehlender Kommunikation als auch fehlender Nahrung, die er über die Taste mit dem Sternchen zugeteilt bekam. Das war nämlich sein Problem, eingeschlossen in die mit Wasser gefüllte Säule zwar einen hervorragenden Blick auf die Knöpfe zu haben, aber darauf angewiesen zu sein, daß jemand selbige auch drückte. Jemand, der bereit war, sich auf das »Spiel« einzulassen.

Na gut, Miriam war jetzt bereit. Sie bat um Verzeihung. Wobei ihr klar war, daß sie sich dann eigentlich bei einer ganzen Menge Zeug hätte entschuldigen müssen. Andererseits wurde ihr auch zum ersten Mal bewußt, wieso die Erwachsenen an alten Gegenständen, die sie in der Folge Antiquitäten nannten, einen solchen Gefallen fanden. Am Anfang war etwas neu, dann vergaß man es, um es, wenn es alt genug war, mit umso größerer Begeisterung wertzuschätzen. Vor allem, wenn es sich bei dem Gegenstand um den ersten seiner Art handelte.

Tankwart war der erste seiner Art. Umso mehr ein Grund, ihm Zeit zu geben. Er hatte wahrlich das Recht, ein wenig eingeschnappt zu sein.